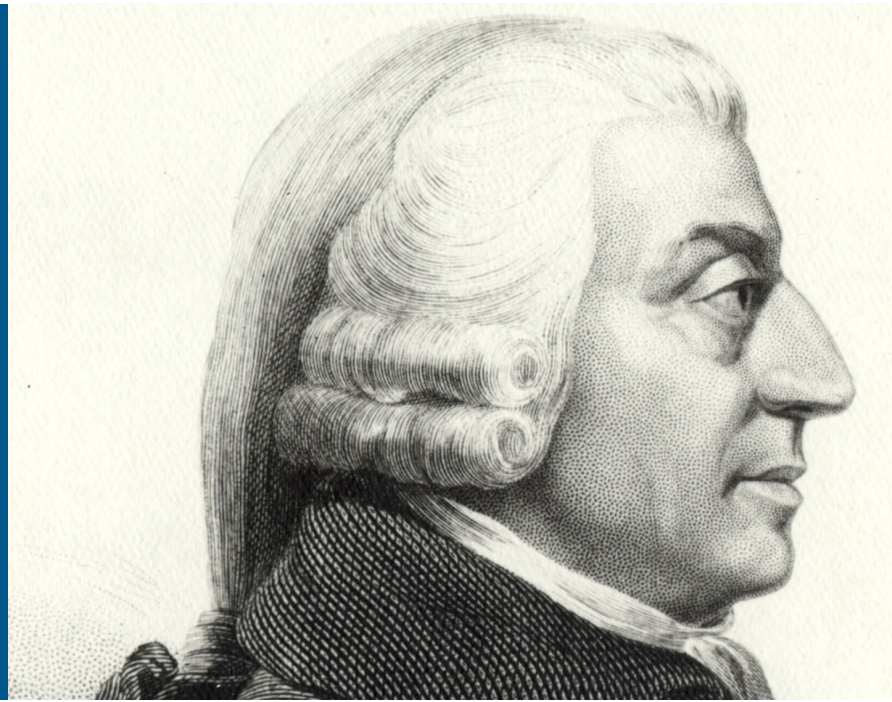


Adam Smith



Eine kurze Einführung

Autor Andrés Ehmann

Adam Smith

Eine kurze Einführung

- I. Vorwort
- II. Arbeitsteilung
- III. Homo oeconomicus
- IV. Natürlicher Preis / Marktpreis
- V. Monopolbildung
- VI. Staat
- VII. Kapital und Sparen
- VIII. Adam Smith innerhalb der Klassik

I. Vorwort

Die Website versucht durch Beispiele aus der Gegenwart die Theorie greifbar zu machen. Weiter orientiert sich die Website stark an den Originaltexten. Auf beides wird hier verzichtet. Das Verfahren entspricht also dem Verfahren, das bereits bei dem kleinen Büchlein über Keynes angewendet wurde, siehe Startseite www.economics-reloaded.de. Wer die Relevanz der Theorie für die Erklärung der Realität nicht erkennt, sei auf die www.economics-reloaded.de verwiesen.

Das Gedankengebäude von Adam Smith ist widersprüchlich. Der historisch gesehen fatalste Widerspruch ist, dass er zwar einerseits den Wert einer Ware durch die in dieser akkumulierten Arbeit determiniert sieht, auf der anderen Seite aber auch klar erkennt, dass sich der Wert einer Ware aus der Nachfrage ergibt. Wir werden aber auf diese Widersprüche hier nicht eingehen und verweisen auf die www.economics-reloaded.de.

II. Arbeitsteilung

Die bekannteste Aussage, die man mit Adam Smith verbindet, ist die Aussage, dass die Arbeitsteilung die Produktivität fördert. Adam Smith illustriert den Zusammenhang anhand der Produktion von Nähnadeln. Zerlegt man den Prozess der Produktion von Nähnadeln in lauter einzelne Prozesse und spezialisiert sich jeweils jemand auf diesen einen Prozess, steigt die Produktivität. Eine genaue Analyse, warum das so ist, liefert er nicht. Die hierdurch erworbene größere Geschicklichkeit in Bezug auf den einzelnen Prozess erklärt das Phänomen eigentlich nicht. Relevanter dürfte in diesem Fall eher die Tatsache sein, dass die Werkzeuge nicht ständig gewechselt werden müssen und unnötige Änderungen des Arbeitsplatzes entfallen.

Richtiger wäre der Begriff Spezialisierung. Bei der Spezialisierung ist es tatsächlich so, dass die größere Geschicklichkeit oder das know how ausschlaggebend ist.

Sowohl die Arbeitsteilung wie auch die Spezialisierung verlangt aber einen hinreichend großen Markt, geht also einher mit einer besseren Logistik und Infrastruktur. Nur wenn die Nachfrage nach einer spezifischen Ware oder Dienstleistung groß genug ist, ist eine Spezialisierung möglich.

III. Homo oeconomicus

Den Begriff homo oeconomicus verwendet Adam Smith nicht, allerdings ist das Konzept, das sich hinter diesem Begriff verbirgt, in *Wealth of Nations* schon vorhanden. Die Idee ist schlicht die, dass bei einer ausreichenden Wettbewerbsintensität das Einzelinteresse deckungsgleich ist mit dem Gesamtinteresse. Der berühmte Bäcker in *Wealth of Nations* produziert keine Brötchen aus altruistischen Motiven heraus, aber will er seinen Nutzen, sprich Gewinn, maximieren, bleibt ihm nichts anderes übrig, als bessere Brötchen zu billigeren Preisen anzubieten als die Konkurrenz.

Der Begriff homo oeconomicus ist Gegenstand der öffentlichen Debatte, was wohl auf einer irrigen Vorstellung über diesen Begriff fußt. Angeführt wird, dass der homo oeconomicus, also der Mensch, der allein seinen persönlichen Nutzen optimiert, weder wünschenswert ist, noch der Realität entspricht, da Menschen ihr Verhalten nach moralischen Prinzipien ausrichten.

Übersehen wird hierbei, dass Adam Smith von einer ausreichenden Wettbewerbsintensität ausgeht, die er im übrigen als bedroht sieht. Dieser Aspekt ist ein zentrales Moment des Ordoliberalismus. Wir verweisen für nähere Ausführungen zum Ordoliberalismus auf die www.economics-reloaded.de.

Fehlt diese Wettbewerbsintensität, ist der homo oeconomicus natürlich kein sinnvolles Konstrukt mehr. Für eine Diskussion, wie man Bereiche, wo kein Wettbewerb herrscht, steuern könnte, Rechtssprechung, Bildungswesen, Forschung und Entwicklung, und ob dies möglich ist, verweisen wir auf die www.economics-reloaded.de.

IV. Natürlicher Preis / Marktpreis

Wir zeigen auf der www.economics-reloaded.de an zahlreichen Beispielen, dass es oft vorkommt, dass aus komplexen Theoriegebäuden relativ banale Konzepte Eingang gefunden haben in das öffentliche Bewusstsein, wesentlich relevantere Aspekte allerdings in Vergessenheit gerieten.

Die Unterscheidung zwischen natürlichem Preis und Marktpreis ist wahrscheinlich das bedeutsamste Konzept der Theorie von Adam Smith, weil es einerseits die „marginale Revolution“ der Neoklassik vorwegnimmt, anders ausgedrückt, eine „marginale Revolution“ nie stattgefunden hat und andererseits den Wert eines Gutes korrekt aus Angebot UND Nachfrage determiniert sieht.

Das Konzept natürlicher Preis / Marktpreis widerspricht der These von der Bestimmung des Wertes eines Gutes durch die in dieser verkörperlichten Arbeit. Das ist der fatalste Widerspruch im Werk von Adam Smith. Über das Begriffspaar natürlicher Preis / Marktpreis kommen wir zur freien Marktwirtschaft. Über die in den Waren verkörperte Arbeit zum Marxismus.

In der Klassik gibt es drei Produktionsfaktoren: Arbeit, Kapital und Boden. Hierüber wollen wir hier nicht mehr diskutieren und verweisen auf die www.economics-reloaded.de oder auf das kleine Büchlein zu Keynes.

Die jeweiligen Produktionsfaktoren werden entsprechend ihrer Knappheit entlohnt. Natürlich ist diese Entlohnung aus folgendem Grund. Es ist nachvollziehbar, dass die Besitzer dieser Produktionsfaktoren diese möglichst rentabel anlegen werden. Gibt es also die Möglichkeit einer rentableren Verwendung, wird der entsprechende Produktionsfaktor solange aus dieser Verwendung abgezogen und einer anderen Verwendung zugeführt, bis in allen Verwendungen die Rentabilität gleich ist. Das ist eine Marginalbetrachtung. Das Gleichgewicht ist dann erreicht, wenn ein Produktionsfaktor in jeder Verwendung die gleichen Erträge bringt.

Im Gleichgewicht ist der Marktpreis, also der Preis, den die Leute für ein Gut zu zahlen bereit sind, genau so hoch, wie die Summe der natürlichen Preise für Arbeit, Kapital und Boden. Wäre der Marktpreis höher, würde eine größere Menge an Produktionsfaktoren in diesen Bereich einströmen und wäre er niedriger, dann würden die Produktionsfaktoren in rentablere Bereiche abfließen.

(Wie bereits erwähnt diskutieren wir nicht über Details. Wir diskutieren hier nicht darüber, ob die Reallokation der Ressourcen, also die Ab- und Zuwanderung von einem Bereich in den anderen möglich ist und verweisen auf die www.economics-reloaded.de.)

Nun ist davon auszugehen, dass dieses Gleichgewicht nicht ewig bestehen bleibt. Änderungen der Präferenzen, Bevölkerungszunahme, technologischer Wandel, Missernten, politische Unruhen etc.. lassen die Erträge in bestimmten Branchen sinken oder steigen was zu einer Ab- bzw. Zuwanderung an Produktionsfaktoren führt. Der Wert einer Ware ergibt sich folglich sowohl von der Angebotsseite, also der Kostenseite, wie von der Nachfrageseite, also dem Preis, den die Leute bereit sind für ein Produkt zu bezahlen.

Alle wesentlichen Elemente marktwirtschaftlicher Ordnungen sind durch das Konzept natürlicher Preis / Marktpreis präzise und vor allem klar beschrieben.

Damit das Spiel funktioniert bedarf es eines ausreichenden Wettbewerbs. Der Preis einer Ware darf sich nur zusammensetzen aus den natürlichen Preisen für Arbeit, Kapital und Boden, darf aber keine Machtverhältnisse, etwa durch ein Monopol, widerspiegeln.

Der natürliche Preis ist eine Grenzbetrachtung. Im Fokus steht die letzte Einheit. Produktionsfaktoren wandern nur solange, bis die Unterschiede in den Erträgen ausgeglichen sind. Léon Walras erzählt also nichts neues, er erzählt es nur unklarer und diffuser, wobei er seine Thesen am ungeeigneten Objekt, dem Tauschmarkt, illustriert, siehe www.economics-reloaded.de.

Die Preise haben eine Signalfunktion. Zu einer Reallokation, Zu- und Abwanderung von Produktionsfaktoren von einem in den anderen Bereich, der Produktionsfaktoren kommt es, weil die Preise eine Signalwirkung haben, also (veränderte) Knappheiten anzeigen. Wodurch diese Veränderungen bedingt sind, müssen die Marktakteure nicht wissen und wissen sie in der Regel auch nicht. Die Aktivitäten der Marktakteure wird koordiniert durch Preise.

V. Monopolbildung

Eingang gefunden in das öffentliche Bewusstsein habe die in Wealth of Nations beschriebenen Unternehmer, die bei jeder Art von geselligem Beisammensein darüber nachdenken, wie sie die Wettbewerbsintensität verringern und damit die Preise zu Lasten der Konsumenten erhöhen können. Wir wollen hier die auf der www.economics-reloaded.de vorgetragenen Argumente nicht wiederholen.

Fraglich ist allerdings die Relevanz des Problems. Bei Monopolen wäre der relevante Markt zu definieren. In einer globalisierten Welt, bei der die Transportkosten immer weiter abnehmen, ist die Welt der relevante Markt und weltweit gibt es keine Monopole. Versucht ein Unternehmen einen Preis durchzusetzen, der nicht auf Leistung sondern auf Marktmacht beruht, so wird er Konkurrenten aus der ganzen Welt anziehen, die seine Macht brechen.

VI. Staat

Die Bewertung staatlicher Tätigkeit ergibt sich bei Adam Smith aus seiner Einschätzung der Bedeutung des Wettbewerbs. Anhand zahlreichen Beispielen, siehe www.economics-reloaded.de, illustriert er, dass ohne Wettbewerb keine Leistung zu erwarten ist. Ist der Staat der einzige Anbieter einer Leistung oder entfällt die enge Verbindung zwischen einer am Markt dokumentierten Leistung und Einkommen, sinkt die Leistungsbereitschaft.

Allerdings besteht ein Unterschied zum Neoliberalismus. Für den Neoliberalismus ist der Markt der Garant für eine freiheitliche Ordnung, für Adam Smith lediglich der Garant für Effizienz. Näheres hierzu www.economics-reloaded.de.

VII. Kapital und Sparen

Hier steckt der fatalste Fehler im Theoriegebäude von Adam Smith und der gesamten ökonomischen Theorie vor Keynes. Wir gehen darauf bereits in unserem kurzen Büchlein zu Keynes ein, siehe Startseite www.economics-reloaded.de.

Die Begriffsverwirrung ist hier so komplett und vollständig, dass sich das Knäuel auf die Schnelle nicht mehr entwirren lässt. Wir verweisen auf die www.economics-reloaded.de

In Kürze: Im Grunde ist Kapital und Geld für Adam Smith das Gleiche und er verwendet, wie wir anhand von Originalzitataten auf der www.economics-reloaded.de zeigen, die Begriffe als Synonyme, oft sogar im selben Absatz.

Unabhängig davon, dass er sie als Synonyme verwendet, ergibt sich deren Identität auch aus der Logik der Dinge.

Kapital stellt Adam Smith sich als einen Produktionsfaktor vor, der in jede beliebige Anwendung fließen kann und dies auch solange tut, bis er in jeder Verwendung denselben Ertrag bringt, siehe Kapitel IV. Das ist nur möglich, wenn Kapital in seiner flüssigsten Form vorliegt, also in Geld. Geld kann man überall anlegen. Kapital, also Anlagen und Maschinen, nicht. Reallozieren kann man Kapital in dieser Form, also als Anlagen und Maschinen, erst dann, wenn es in Form von verdienten Abschreibungen wieder zurückgeflossen ist, also wieder in Geld vorliegt.

Damit ergibt sich dann auch, dass die Geldschleiertheorie falsch ist. Wenn Kapital und Geld dieselbe Funktion hat, also investiv verwendet werden kann, dann ist Geld kein Schleier mehr. Für eine ausführlichere Begründung siehe das kleine Büchlein zu Keynes.

Skurril ist die irrige Vorstellung von Adam Smith bezüglich des Kapitals deswegen, weil er selbst darauf hinweist, dass eine Ausdehnung der Kreditvergabe durch das Bankensystem über Wechsel, eine Art von Geldschöpfung, eine positive Auswirkung auf das Wachstum der Wirtschaft hat, siehe www.economics-reloaded.de.

Gleichermaßen erkennt schon sein Freund David Hume völlig zutreffend, dass auch eine Zunahme der zirkulierenden Goldmenge, Gold war im 18. Jahrhundert anerkannte Währung, das Wachstum der Wirtschaft fördert.

Da Kapital also im Grunde Geld ist, also nicht per se knapp ist, sondern eher knapp gehalten wird, kann der Zins auch kein Preis im Sinne der marktwirtschaftlichen Ordnung sein. Was nicht knapp ist, hat keinen Preis im Sinne der der marktwirtschaftlichen Ordnung. Genau genommen ist Kapital in seiner flüssigen Form, also in Form von Geld, nicht mal ein Produktionsfaktor. Wir führen die Diskussion hier nicht noch mal und verweisen auf das kleine Büchlein zu Keynes. Man kann es von der Startseite der www.economics-reloaded.de herunterladen.

Hätte er aber Kapital lediglich definiert als nichtkonsumiertes Einkommen aus der Vergangenheit, das nun investiv verwendet werden kann, wäre es nicht so schlimm gewesen.

Bedauerlicherweise geht Adam Smith aber noch einen Schritt weiter. Kapital ist Arbeit, die sich in Waren verkörpert und der Wert einer Ware ergibt sich aus der Menge an Arbeit, die man hierfür erlangen kann, siehe www.economics-reloaded.de.

Wir brauchen diese krautige Theorie nicht weiter zu verfolgen. Wir sehen ohne weiteres, dass sich der Wert einer Ware aus deren Knappheit ergibt, also aus Angebot und Nachfrage.

Die irrige Vorstellung über den Charakter des Kapitals, besser gesagt die nicht vorhandenen Vorstellung darüber, was das eigentlich sein soll, führt dann auch zu den merkwürdigen Vorstellungen über das Sparen.

Obwohl Kapital und Geld, bei Adam Smith das gleiche ist, auch wenn ihm das nicht so richtig klar ist, ist Kapital, also zu investiven Zwecken verfügbares Geld, knapp und muss angespart werden. Kapital, also zu investiven Zwecken verfügbares Geld, ist folglich das Resultat von nicht verkonsumierten Einnahmen der Vergangenheit.

Damit nun jemand spart, also Einnahmen nicht verkonsumiert und sie damit investiven Zwecken zuführt, bedarf es eines Anreizes. Das ist der Zins. Je höher der Zins, desto eher werden Leute auf Konsum in der Gegenwart verzichtet, weil der hohe Zins Gewähr dafür bietet, dass sie in der Zukunft noch mehr konsumieren können.

Naheliegenderweise ist diese Theorie Unsinn, wenn Kapital schlicht Geld ist, was es bei Adam Smith ist.

Die ganze Kapitaltheorie der Klassik ist derartig wirr, dass sich eine Beschäftigung damit nicht lohnt. Man kann sich höchstens fragen, warum diese wirren Vorstellungen über den Charakter des Kapitals sich so zäh halten. Bis auf den heutigen Tag.

Die tiefeschürfendste Erklärung hierfür ist, dass Adam Smith wie auch die gesamte klassische und neoklassische Theorie zwischen Mikroökonomie und Makroökonomie gar nicht unterscheiden. Was einzelwirtschaftlich sinnvoll ist, ist immer auch gesamtwirtschaftlich sinnvoll. Eine Betrachtungsweise, die dem common sense entgegenkommt, aber falsch ist.

Für den einzelnen Akteur innerhalb der marktwirtschaftlichen Ordnung ist Kapital, egal in welcher Form es vorliegt, ein Produktionsfaktor. Er verfügt über eine begrenzte Menge an Ressourcen, ob es sich hierbei um Maschinen, Anlagen oder Geld handelt, ist völlig egal. Der einzelne Akteur innerhalb der marktwirtschaftlichen Ordnung kann, zumindest nicht auf legalem Wege, Geld produzieren.

Diese knappen Ressourcen wird er optimal einsetzen, also da, wo sie die höchste Rendite erbringen, bzw. er wird sie konsumieren, wenn der Zins so niedrig ist, dass ein Verzicht auf Konsum in der Gegenwart durch den höheren Konsum in der Zukunft nicht kompensiert wird.

Mikroökonomisch gesehen ist also der Zins durchaus ein Preis für Kapital oder Geld, da er tatsächlich eine Lenkungsfunktion hat. Makroökonomisch allerdings ist der Zins aber kein Preis im Sinne der marktwirtschaftlichen Ordnung, denn Kapital, also Geld, ist gar nicht knapp und was nicht knapp ist, kann auch keinen Preis haben.

Das einzusehen fällt den Meisten unglaublich schwer. Die Anhänger der österreichischen Schule z.B. kapieren das nicht.

Wie wenig der Unterschied zwischen Mikroökonomie und Makroökonomie verstanden wird, lässt sich auch den Definitionen in Lehrbüchern entnehmen. Behauptet wird, dass der Unterschied in der Aggregation bestünde. Die Mikroökonomie also die einzelnen Akteure der marktwirtschaftlichen Ordnung betrachtet und die Makroökonomie aggregierte Größen. Das ist zwar richtig, aber irrelevant. Entscheidend ist, dass in der Makroökonomie die These aufgegeben wird, dass einzelwirtschaftlich sinnvolles Verhalten auch gesamtwirtschaftlich sinnvoll ist.

Eine andere Erklärung für das Tohuwabohu wäre diese. In der gesamten Klassik und Neoklassik herrscht immer Vollbeschäftigung. Bei Vollbeschäftigung haben wir, wenn auch aus anderen Gründen, eine ähnliche Situation, wie sie auch bei den einzelnen Akteuren innerhalb der marktwirtschaftlichen Ordnung vorliegt.

In dieser Situation bedarf es eines Mechanismus, der festlegt, wie viele Konsumgüter und wie viele Investitionsgüter hergestellt werden. In einer Situation der Vollbeschäftigung kann das eine nur zu Lasten des anderen gehen. Ein hoher Zins wird hierbei zu einer höheren Sparquote und damit zu einem Rückgang des Konsums führen. Da weniger Konsumgüter hergestellt werden, werden in diesem Bereich Ressourcen frei, die dann für die Produktion von Investitionsgütern verwendet werden können.

Einer ähnlichen Logik folgt auch Adam Smith, wenn er betont, dass nur mit Kapital mehr Leute beschäftigt werden können und die Volkswirtschaft wachsen kann. Nur wenn ausreichend Kapital zur Verfügung steht, kann die Wirtschaft wachsen. Daher auch seine Unterscheidung zwischen produktiven und unproduktiven Tätigkeiten, siehe www.economics-reloaded.de.

VIII. Adam Smith innerhalb der Klassik

Der Begriff klassische Nationalökonomie ist problematisch. Die Subsumierung verschiedener Autoren, Adam Smith, David Ricardo, John Stuart Mill, Jean Baptiste Say kann nur gelingen, wenn radikal vereinfacht wird, an der Grenze zu falsch. Gleiches gilt, sogar in höherem Maße, für die Neoklassik.

Dass Keynes zwischen den Autoren der Klassik und Neoklassik nicht unterscheidet ist gerechtfertigt, da alle Autoren der Klassik und Neoklassik wirre Vorstellungen haben in Bezug auf Kapital und Geld. Die konfuse Vorstellungen über Kapital und Geld führen zu einer ganzen Kaskade von wirren Vorstellungen. Wir gehen hierauf in dem kleinen Büchlein über Keynes, siehe Startseite www.economics-reloaded.de ausführlich ein und werden die Diskussion über Sparen, Zins, Geld, Beschäftigung hier nicht wiederholen.

Alle Klassiker und Neoklassiker gehen davon aus, dass Investitionen nur möglich sind, wenn vorher Kapital akkumuliert oder gespart wurde, Kapital also ein Produktionsfaktor ist. Auf der anderen Seite stellen sie sich Kapital aber auch als völlig liquide vor, also als etwas, dass in jede x-beliebige Verwendung fließen kann. Das kann aber nur Geld. Geld wiederum ist per se nicht knapp. Die Gründe für diesen Denkfehler wurden in Kapitel VI beschrieben.

Dessen ungeachtet sind aber die Vorstellungen über Kapital nicht identisch. Wir finden zwar auch bei Adam Smith die Vorstellung, dass Kapital verkörperte Arbeit ist, aber eben auch, anders ist das Begriffspaar natürlicher Preis / Marktpreis, siehe Kapitel IV, nicht zu deuten, eine starke Betonung der Nachfrage. Die Idee, dass Kapital ausschließlich akkumulierte Arbeit ist, ist mit der Wertbestimmung einer Ware durch die Nachfrage genauso inkompatibel, wie jede Vorstellung, dass der Wert einer Ware allein durch die Kostenseite determiniert ist. Bei Adam Smith haben wir also einen Widerspruch, der in diesem Falle sogar günstig ist, weil das Begriffspaar natürlicher Preis / Marktpreis die Verhältnisse richtig beschreibt.

Bei David Ricardo ergibt sich dann der Wert einer Ware ausschließlich aus der in dieser inkorporierten Arbeit. Folgerichtig verneint David Ricardo, siehe www.economics-reloaded.de vollständig die Bedeutung der Nachfrage für den Wert einer Ware.

Diese These wird dann von Marx radikalisiert. Marx sieht zwar, dass eine Ware wertlos ist, völlig unabhängig von der in dieser enthaltenen inkorporierten Arbeit, wenn sie keinen Gebrauchswert hat, aber der Gebrauchswert ist nur ein schwaches Surrogat für die Nachfrage. Die Frage, ob eine Ware einen Gebrauchswert hat oder nicht, ist zweitrangig. Entscheidend ist die Knappheit. Produziert werden nicht alle Waren, die einen Gebrauchswert haben, sondern die Waren, die knapp sind. Ohne ein Signal für Knappheit, ist die Produktion nicht zu steuern.

Jean Baptiste Say wiederum hält zwar an der Idee, dass Investitionen nur möglich sind, wenn vorher Kapital akkumuliert wurde, fest, gibt aber die Idee, dass sich der Wert eines Gutes aus der in diesem akkumulierten Arbeit ergibt auf. Seine Argumentation ist simpel: In Dienstleistungen kann sich gar nichts verkörpern, denn die Produktion und der Konsum erfolgt gleichzeitig. Einmal produziert, bleibt nichts übrig, wo Arbeit akkumuliert sein könnte.

Die Neoklassiker wiederum, wobei der Begriff Neoklassik nichtssagend ist, weil sich die einzelnen Autoren sehr stark unterscheiden, geht weiterhin davon aus, dass Kapital, verstanden als nichtkonsumiertes Einkommen aus der Vergangenheit, die Bedingung für Investitionen sind. Allerdings machen sich die neoklassischen Autoren, Alfred Marshall, Léon Walras, Vilfredo Pareto, Carl Menger keine Gedanken mehr darüber, wie dieses Kapital überhaupt entsteht und die nötige Trennung zwischen Kapital auf der einen Seite und Geld auf der anderen Seite nehmen auch sie nicht vor.

Wie stark die Klassik und Neoklassik nachwirkt sehen wir bei Joseph Schumpeter. Er erkennt zwar messerscharf, dass man für Investitionen Geld braucht und kein diffuses Kapital, kann sich aber von den übrigen Vorstellungen der Klassik und Neoklassik, insbesondere von der Vorstellung, dass Märkte, insbesondere der Arbeitsmarkt, zum Gleichgewicht führen, nicht lösen und die österreichische Schule kann dies bis zum heutigen Tag nicht.

